

„Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“

Weihnachten ist auch eine Fluchtgeschichte: ein Mann, eine Frau, ein Baby. Dies ist ein Gedankenspiel: Wie sähe so eine Flucht heute aus? Eine fiktive, realistische Geschichte

Lange nachdenken konnten wir nicht, als die Warnung kam: Sie sind hinter euch her! Zwei Rucksäcke, Pässe, das Bargeld, ein Tragetuch für den Kleinen, und dann zur Grenze. Ein Mann kauft unser Auto. Zu Fuß nach Ägypten. Der Sinai ist lebensgefährlich: Verbrecher, die Wüste. Wir sind Tage unterwegs, manchmal nimmt uns ein Truck ein Stück mit. Das Baby weint oft. Meine Frau trägt den Kleinen, ich die Rucksäcke. „Ihr müsst nach Alexandria“, sagten sie uns. Ans Meer.

Die Millionen-Stadt

Alexandria: Was für eine riesige Stadt. Zehn Millionen sollen hier leben. Und die vielen, die man nicht sieht; nicht sehen darf. So wie uns. Sie kommen aus dem Sudan, Eritrea, Mali, Syrien. Alle wollen eine Wohnung, alle wollen einen Job für den Tag. „Hier können wir nicht bleiben“, sagt meine Frau. Doch eines Tages erwischt mich die Polizei auf der Straße.

Das Gefängnis ist ein Verlies, der Raum ist so voll mit Männern, dass nie alle gleichzeitig sitzen können. Manchmal gibt es dünne Suppe. Was wird meine Frau tun? Sie weiß nicht, wo ich bin. Wie soll sie den Kleinen ernähren? Die Polizisten sind ruppig, sie prügeln, nennen uns Abschaum und Untermenschen. Der Mann neben mir, er kommt aus Mali, ist seit Monaten hier.

Nach fünf Tagen zieht mich ein Polizist plötzlich aus der Zelle und stößt mich auf die Straße. Ich kann kaum noch laufen vor Erschöpfung, aber ich schaffe es bis in das kleine Zimmer. Meine Frau, mein Sohn – sie sind immer noch da. Als ich sie sehe, versagen meine Beine. Das letzte, was ich höre, ist ihr Satz: „Wir müssen hier weg.“ Dann wird es schwarz.

Die Schmuggler

2.000 Dollar pro Person wollen sie für die Überfahrt nach Europa. Das Baby kostet nichts extra. Es gibt viele Schmuggler, viele Angebote. Man hört, dass sie sich gegenseitig die Kunden entführen. Der Kontakt läuft über Facebook. Die Hälfte zahlen wir an, den Rest bekommt ein Treuhänder. Wenn wir sicher ankommen, soll er

den Rest weitergeben. Vertrauen kann man niemandem. Jeder hat eine Geschichte zu erzählen. Von Toten in der Wüste, denen angeblich Organe entnommen werden. Von Schmugglern, die Flüchtlinge auf einer einsamen Insel aussetzen und nie wieder auftauchen. Aber zurück können wir auch nicht.

Das Meer

Der Anruf mitten in der Nacht, ein Kleinbus holt uns ab. Schreie. Stress. Es muss schnell gehen. Wir hasten über den Strand, meine Frau presst den Kleinen an sich, sodass sein Schreien nicht zu hören ist. Die Polizei darf uns nicht bemerken.

Kaltes Wasser spritzt an uns hoch, große Schlauchboote sind in der Dunkelheit zu erkennen. Die Schmuggler machen Druck: „Schneller! Schneller!“ Wir sind kaum an Bord, als die Motoren aufheulen – es geht auf die See. In der Dunkelheit ist nicht zu erkennen, wie viele Menschen sich auf dem Gummiboot zusammenkauern. Der Kleine wimmert.

Nach ein paar Stunden in voller Fahrt sehen wir ein größeres Boot, auf dem sich Menschen drängen: Männer, Frauen, Kinder. Wir seien jetzt in syrischen Gewässern, es drohe keine Gefahr mehr durch die ägyptische Küstenwache, sagt der Mann am Motor. Und wir müssten umsteigen.

Die Schmuggler sind nervös, sie haben keine Zeit zu verlieren. Sie werfen uns förmlich auf das andere Boot. Ich sehe meine Frau straucheln, den Jungen fest im Arm; sehe, wie sich helfende Hände ausstrecken und sie halten. Sie ist an Bord. Dann bin auch ich drüben.

Dann sehen wir die junge Frau. Eine Welle hatte das Boot angehoben, ihr Sprung geht zu kurz. Ihre Hände



Fotos: Felix Volkmar



Der Marburger Fotograf Felix Volkmar hat Flüchtlinge durch Europa begleitet

können nur zuschauen, wie sie ertrinken. Unmöglich, mit Frau und Kind, die sich nicht rühren, da hinaufzukommen. Doch die Seeleute haben Hilfe geholt, ein Hubschrauber der italienischen Küstenwache rettet Kinder und Frauen, so weit Platz ist. Und die Marine hat Ärzte.

Das Lager

Irgendwie haben wir überlebt, wir sind in Europa. Sizilien. Im Lager haben wir immerhin ein Dach über dem Kopf, etwas zu trinken und zu essen. Langsam erholen sich die beiden, obwohl nur selten ein Arzt Zeit hat. Leicht ist das Leben hier nicht. Es ist voll und eng, doch am schlimmsten ist die Langeweile: Es gibt nichts zu tun. Nur warten. Wir können noch nicht einmal gemeinsam durchs Lager streifen, weil sonst die Bettdecken gestohlen werden.

Dann setzen sie uns plötzlich auf die Straße, ohne Erklärung. Wir sind wieder auf uns gestellt. Eine Frau mit einem wenige Wochen alten Baby hat es leichter beim Betteln. Irgendwann reicht das Geld für die Fähre ans Festland und für den Bus nach Rom. Dort finden wir Unterschlupf in einem Abbruchhaus. Keine guten Bedingungen für eine Familie: kein Strom, kein Wasser, nicht einmal Matratzen. Essensreste und Suppenküchen lassen uns überleben. Wir werden mit jedem Tag trauriger, bis ein Freund uns per Handy schreibt: „Ihr müsst weiter, sonst sterbt ihr dort.“

Nach Norden

Das Handy ist unser Anker, unsere Verbindung zu Freunden und zu anderen, die Tipps geben. Wie kommt man über die Grenze? Wo immer es geht, hängen

wir das Handy an eine Steckdose oder einen Generator. Wir schicken Fotos von uns in die Heimat. Uns geht es gut, schreiben wir. Dabei stimmt das gar nicht. Mit dem erbetelten Geld lösen wir eine Fahrkarte nach Norden. Wir staunen, wie um uns herum hohe Berge aus dem Boden zu wachsen scheinen. Doch am Bergbahnhof plötzlich Männer in Uniform, wir müssen raus aus dem Zug.

Die Autobahn

Unsere Füße schmerzen, der Lärm der Autos ist ohrenbetäubend. Das Baby schreit immer wieder erschreckt auf. An der Autobahn entlang, so hatten es uns andere Flüchtlinge geraten, geht es nach Österreich. Oder über die Berge.

Der nächste Zug bis Wien. Dort gibt es Hilfe, Betreuung, warmes Essen und Getränke. Mediziner kümmern sich um unser Kind. Per Bus bringen sie uns Richtung Grenze. Die letzte Etappe dann wieder zu Fuß. Hunderte, vielleicht tausende drängen sich am Übergang. Es ist kalt, wer eine Decke hat, wickelt sich ein, so gut es geht. Der Kleine weint wieder, vor Kälte, vor Hunger und Müdigkeit. Gestillt werden kann er schon lange nicht mehr.

In Sicherheit

„We are safe!“, jubelt ein afrikanischer Mann, als sie ihn kurz vor uns über die Grenze lassen. Wir sind in Sicherheit! Und man kümmert sich um uns. Es gibt Zelte, Feldbetten, Wärme, Ärzte und Babynahrung. „Asyl“, sollten wir sagen, so haben es uns andere Flüchtlinge berichtet. Ein anderes Lager, wir werden fotografiert, man nimmt unsere Fingerabdrücke auf,

wir bekommen eine Bescheinigung. Das bedeute, dass wir erstmal bleiben dürfen, sagt der Dolmetscher. Erstmal.

Das Verfahren

Wieder Langeweile, wieder eine Zeltstadt, wieder Warten. Ich würde so gerne arbeiten; irgendwas, aber es ist mir verboten. Ich darf nicht selbst für meine Familie sorgen – und schäme mich dafür. Nach vier Monaten kommt das Gespräch, die Anhörung. Warum sind Sie hier? Wurden Sie gefoltert? Verfolgt? Haben Sie Gewalt erfahren? Auf welchem Weg sind Sie nach Deutschland gekommen? Wir haben Angst, etwas Falsches zu sagen. Zurückzugehen wäre unser Tod.

Irgendwann wird der Brief kommen, in dem unser Schicksal besiegelt ist. Wir erhoffen ihn. Wir fürchten ihn. ●

Olaf Dellit

QUELLEN

Die Recherchen für diesen Artikel stützten sich auf Informationen von Anne Dreyer (Diakonie Katastrophenhilfe), Markus Schildhauer (Seemannsmission Alexandria, www.schildhauer.net), Felix Volkmar (www.felixvolkmar.com), Mustafa Abdi Ali, Eugen Deterding (Diakonie Hessen), Pro Asyl, Initiative „Lampedusa in Hanau“, zahlreiche Presseveröffentlichungen und das beeindruckende Buch von Wolfgang Bauer: „Über das Meer – Mit Syren auf der Flucht nach Europa. Eine Reportage“ (Bundeszentrale für politische Bildung).